



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterefreundinnen : 3. Die Titanide.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Daß Bedenken dieser Art nicht unbegründet sind, zeigen bereits die Thatfachen der Gegenwart. Schon jetzt sind die Anhänger des Herrn Schleyer in Frankreich auf dem besten Wege, das Volapük in ausschließlich und einseitig französischem Sinne weiter zu bilden, und in Oesterreich heben ähnliche Sondergelüste ihr Haupt mächtig empor, sodaß die Generalversammlung der württembergischen Weltsprachler am 1. Mai d. J. mit Besorgnis über die Gefahr der Zersplitterung verhandelt hat. Und was soll man gar dazu sagen, daß in den Volapükzeitschriften spaltenlange tiefsinnige Untersuchungen und Aufsätze darüber veröffentlicht werden, ob das aus vier Worten bestehende Motto, welches der Erfinder Schleyer seinem Lehrbuche vorangesezt hat, richtig volapükisch abgefaßt sei oder nicht? Die Weisheit muß sich eben meistern lassen von ihren eignen Kindern! Für die Zukunft eröffnen sich hiernach recht erbauliche Aussichten, denn, wenn das jetzt im Anfange am grünen Holze geschieht, was soll dereinst am dürren werden?

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

3. Die Titanide.



och einen Schritt weiter in die Tiefe der Seelenfreundschaften, und wir finden unsre Heldinnen mitten in der Leidenschaft und hart an der Grenze des Wahnsinnes.

Wie ein einsam stehender Baum, der, vom Sturme durchwühlt, immer von neuem seinen blütenstäubenden Wipfel vornüberbeugt, den Wanderer mit glänzenden Blättchen und Fäden überschüttet und, wenn dieser gleichgiltig vorübergeht, sich ästeringend zurückwirft, so erscheint uns Charlotte von Kalb.

Wunderbar sind die Gegensätze in ihrem Leben. In vornehmer und reicher Umgebung, als das Kind hochadliger Eltern erblickt sie das Licht der Welt. Aber sie ist zum Unglück geboren. Verwaist, verkauft und verraten ringt sie nach Selbständigkeit, aber den Halt, den sie im Leben sucht, findet sie nur in der Tiefe ihrer Seele. Ihr hochbegabter Geist entbehrt jeder gründlichen und stetigen Bildung, ihr liebebedürftiges Herz findet keine Brust, an der sie ausruhen könnte. Einsam steht sie da, ohne Freundinnen, weil sie es verschmäht, sich an Frauen anzuschließen; aber die bedeutendsten Männer weiß sie in den

Bann ihres außerordentlichen Wesens zu zwingen, freilich immer nur auf kurze Zeit. Sie hat nichts Großes geschaffen, aber mehr als einmal ist sie in ihrer eigentümlichen Erscheinung, gleichsam in ganzer Figur, als poetische Gestalt in die Literatur aufgenommen worden. Ein widriges Geschick wirft seine schwersten Geschosse nach ihr, der Heimatlosen, unermesslich ist ihr Unglück, aber größer noch ihre Kraft, zu dulden; sie kämpft um das Dasein, bis sie endlich erblindet, ermattet in einem Winkel des Königsschlusses in Berlin eine letzte Zuflucht findet. Und allen Martern zum Trost erreicht sie das höchste Alter!

Ihr Bild im Schlosse zu Waltershausen, von dem Palleste seinem Werke „Charlotte“ eine Photographie beigegeben hat, zeigt sie uns nachlässig mit aufgeschlagenem Buche vor einem Klavier sitzend. Ihre Gestalt ist schlank und kräftig zugleich, das volle Haar wird von einem Bande nur lose zusammengehalten, die weit offenen Augen schauen träumerisch in die Welt, um den festen Mund schwebt ein freundlicher Zug, aber der Gesamteindruck ist nicht unmittelbar einnehmend. Etwas Fremdes und Kaltes mischt sich in diese hellblonden Brauen, in diese blasse, weiche Hautfarbe; erst wenn man sich daran gewöhnt hat, beginnt der Zauber einer tief innerlichen Persönlichkeit zu wirken. Ein andres, von Wurzbach in sein Schillerbuch aufgenommenes Bild aus ihrer Jugendzeit macht einen ähnlichen, nur etwas frischeren Eindruck. Die Zeitgenossen wissen viel zu erzählen von ihrem üppigen lichtbraunen Haare, das aufgerollt die Erde berührte, und von ihren großen Augen, welche die Welt gleichsam auffogen. Die Literaturhistoriker streiten sich über ihren sittlichen Wert; die einen, Stahr und Hugo Wittmann, werfen ihr Bild in den Staub, die andern, Köpke und Palleste, erheben es in den Himmel der klassischen Heroengestalten. Sie war eben die Titanide.

Charlotte entstammte dem reichsunmittelbaren Rittergeschlechte der Marschall von Ostheim, die in Franken reich begütert waren. In Waltershausen im Grabfelde wurde sie geboren, am 25. Juli 1761. Die Großmutter hatte sich auf einen Enkel gefreut, sie rief der Neugeborenen zu: Du solltest nicht da sein. Eine schlimme Prophezeiung! Mit einem älteren Bruder und zwei jüngeren Schwestern zusammen verlebte sie die ersten Kinderjahre im väterlichen Schlosse. Sie hielt sich zu dem Bruder und nahm teil an dessen Spielen; die Puppe, dieses erste Spielzeug, das das Mädchen zu dem weiblichen Lebensberufe hinüberleitete, blieb ihr fremd. Die Wissenschaften nahmen sie auch nicht in Anspruch, denn außer einigem Unterrichte bei einer Französin erhielt sie wohl wenig Unterweisung in literarischen Dingen. In der Hauptsache blieb sie sich und ihren Träumen überlassen, und da ihrer regen geistigen Empfänglichkeit kein rechtes Ziel gesteckt ward, so bildete sich eine gefährliche Frühreise aus, die alle Eindrücke, gute und schlimme, nach dem trügerischen Maßstabe der schrankenlosen Subjektivität beurteilte. Während dieser Zeit wurde sie von einer dem Katholizismus zugeneigten Tante nach Bamberg entführt und dort

von einer bigotten Katholikin und deren Bruder, einem Jesuiten, in die Geheimnisse des religiösen Wunderglaubens so tief eingeweiht, daß sie in einen Zustand der Angst verfiel, der ihre Gesundheit bedrohte. In solcher Gemütsverfassung erhielt sie die Nachricht von dem Tode des Vaters. Kein Wunder, daß die damaligen Erschütterungen der Kindesseele noch in der Matrone nachzitterten! Und nun erst begannen die Schicksalsschläge, welche sie jeder natürlichen Stütze im Leben und jeder geistigen Führung beraubten, ihr furchtbares Spiel. kaum war sie im folgenden Jahre ins Vaterhaus zurückgekehrt, so starb auch die Mutter. Von Verwandten zu Verwandten gebracht, bald von den Geschwistern getrennt, bald wieder mit ihnen vereinigt, wurde sie immer heimatloser und einsamer. Als Kind habe ich mich ausgeweint, sagte sie im hohen Alter von sich. In Meiningen empfing sie, zehn Jahre alt, den ersten regelmäßigen Unterricht, aber auch hier verfolgte sie der religiöse Fanatismus und störte die ruhige Entwicklung ihres Geistes. Neben Racine und Voltaire gab ihr der Lehrer mystische Bekehrungsschriften in die Hände, die sie verdüsterten und ihren frühreifen Ernst nährten. Die Folge davon war, daß sie zeitweilig ungeschicklich, ungeschicklich und schwermütig erschien. Es giebt kein deutlicheres Bild von den entgegengesetzten Strömungen, welche damals in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die vornehmen Gesellschaftskreise Deutschlands bewegten, als die Erziehung Charlottens. Sogar die Geheimnisse des Logenwesens und der geheimen Verbindungen regten ihre Phantasie auf. Dabei wandelte sie fast immer unter Gräbern. Ihre Pflegerinnen, ihre Lehrer und väterlichen Freunde, ihr Bruder Fritz, der als vollendeter Cavalier, aber auch ohne ernste sittliche Leitung, die Universität besuchte, ihre Schwester Wilhelmine, die als Gattin eines Grafen nach dem Elsaß zog, alle sanken ins Grab. Mit ihrer Schwester Vorchon stand sie allein im Leben, und immer tiefer versank sie in sich selbst. Religiöse Erweckungen, eine ernste, meist geschichtliche Lektüre, der Umgang mit hervorragenden Männern war die Nahrung ihres Geistes und Herzens, im übrigen liebte sie es, von der Hochburg ihrer philosophischen Reflexionen aus dem Treiben der Welt zuzusehen. Erst verhältnismäßig spät, im siebzehnten oder achtzehnten Jahre, gewann sie Geschmack am Romanlesen. „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ von Hermes reizte sie dazu an. Freilich warf sie sich dann auch mit der ihr eigentümlichen Energie des Empfindens auf diesen Genuß. Sie bevölkerte die phantastische Welt, die sie sich in müßiger Beschaulichkeit bisher aufgebaut hatte, mit poetischen Gestalten. Und immer rauher wurde die Wirklichkeit. Die Ostheimschen Güter hatten unter vormundschaftlicher Verwaltung nicht gewonnen, der Oheim, ein Herr von Stein, wünschte der Verantwortung enthoben zu werden und ergriff die erste beste Gelegenheit, die Nichten zu verheiraten. Die Wahl, welche er traf, war die unglücklichste, die sich denken läßt. Vorchon, noch fast ein Kind, wurde an den durch Goethes scharfes Urteil zu trauriger Berühmtheit gelangten Präsidenten von Kalb ver-

geben, der im Juni 1782 den weimarischen Staatsdienst wegen grober Nachlässigkeit in der Verwaltung der Finanzen hatte verlassen müssen und seine zerrütteten Vermögensverhältnisse durch die Heirat mit der reichen Erbin zu verbessern trachtete; die zweiundzwanzigjährige Charlotte mußte ihre Hand dem Bruder desselben, dem Major Heinrich von Kalb, reichen, einem militärischen Abenteurer, der unter französischem Banner am Freiheitskriege in Amerika teilgenommen hatte und zur Zeit noch in französischen Diensten stand. Im Jahre 1783 fand die Verlobung statt, kurze Zeit darauf die Verheiratung. Herzensneigung wirkte dabei so wenig mit, daß Charlotte in dem Bewußtsein, dem Bräutigam in den äußern Verhältnissen nicht nachzustehen, Beruhigung suchte. In der That waren die beiden Waisen in der unverantwortlichsten Art verhandelt worden. Von ihrer Verheiratung an war ihr Leben nur noch eine schiefe Ebene, auf der sie langsam, aber sicher in das tiefste Elend hinabglitten. Von Charlotte gilt dies noch mehr als von Eleonore.

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und rückwärts blicken. Noch umgibt die Bräute und jungen Gattinnen der Zauber einer hochadligen Erziehung, die bei aller Planlosigkeit doch den feinen Duft äußerer Bornehmheit um sie verbreitet und sie gewöhnt hatte, alle Verhältnisse des Lebens von einem freieren Standpunkte des gesellschaftlichen Lebens aus zu betrachten. Im vertrauten Verkehre mit dem meiningischen Hofe hatten sie sich die gewähltesten Umgangsformen angeeignet, sodaß sie in geselliger Beziehung hohe Ansprüche machen konnten. Die Empfänglichkeit für alles Hohe, die zarte Scheu vor allem Niedrigen und Gewöhnlichen war ihnen geblieben. Als Knebel die junge Eleonore von Kalb im Jahre 1784 auf einer Reise kennen lernte, war er ganz entzückt von ihr und schrieb an seine Schwester: „Keine, kindliche Wahrheit und gutes Verlangen habe ich nie auf einem Gesichte mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu und ist voll dieses Ausdrucks. Von allen Gestalten und Gesichtern an unserm Mittagstische war es bei weitem das einzig edelste.“ Etwas reifer und selbstbewußter, aber ähnlich geartet können wir uns Charlotte denken, als sie auf den Dornenpfad einer unglücklichen Liebe einlenkte.

Charlotte hatte Schillers „Räuber“ bald nach dem Erscheinen gelesen, aber nicht ganz erfaßt. Nur einzelne Stellen, die ihrer Stimmung entsprachen, haften in ihrem Gedächtnisse. In Bauernbach, im Hause ihrer Verwandten, der Frau von Wolzogen, sah sie den Dichter selbst, doch nur von fern. Sie trauerte damals um Bruder und Schwester, Schiller scheint sich absichtlich in ehrerbietiger Entfernung gehalten zu haben.

Erst in Mannheim traf sie wieder mit ihm zusammen. Dorthin kam sie im Mai oder Juni 1784 mit ihrem Gemahl, der sich vor Ablauf seines Urlaubs dem Herzoge Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, dem künftigen Erben des bairischen Thrones, empfehlen wollte. Sie richtete einen Auftrag aus

Bauernbach an Schiller aus, und dieser zeigte sich erkenntlich, indem er das Ehepaar mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt machte. In den Gesprächen mit dem Dichter ging Charlotten eine neue Welt auf. Sie brauchte einen Ersatz für die hoffnungslose Gegenwart, und hoffnungslos war diese, wenn sie auch die ganze Folge von Täuschungen, welche ihrer warteten, noch nicht ahnte. Für den Augenblick war es ihr schon peinlich genug, daß sie dem Gedankenkreise ihres Mannes, dessen Söldnerweisheit zwischen dem nordamerikanischen Freiheitskriege und dem Bourbonenthronen hin und her schwankte, kalt und fremd gegenüber stand. Schiller tröstete sie mit der Philosophie der Musen; schon bei einem Gange durch die Kunstwerke Mannheims erschien er ihr als der Seher, dessen Begeisterung, dessen feierliche Haltung, dessen sinnender, von hoher Sehnsucht beseelter Blick ihr als die Offenbarung des wahrhaft Geistigen erschien. Sie ließ ihn nicht von ihrer Seite, und dies wurde ihr umso leichter, als Schiller auch zu Herrn von Kalb bald in ein freundschaftliches Verhältnis trat. So vergingen ein paar Tage in raschem Wechsel der Gedanken und Ereignisse, dann reiste sie mit dem Gatten weiter nach Landau, wo damals das französische Regiment, dem der Major angehörte, sein Standquartier hatte. Auch Schiller war von dem Eindrucke, den Charlotte auf ihn gemacht hatte, befriedigt. Er nennt in einem Briefe an Frau von Wolzogen die mit den Kalbs verlebten Tage sehr angenehm und fährt fort: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmern.“ Charlotte erinnerte sich noch im Alter gern daran, daß Schiller am ersten Tage plötzlich von ihr weg in das Schauspielhaus gegangen sei, um, wie sie später erfuhr, den Schauspielern einzuschärfen, bei der am Abend stattfindenden Aufführung von „Kabale und Liebe“ den Namen Kalb nicht auszusprechen. Nach kurzer Zeit sei er wieder gekommen und habe die interessante Unterhaltung mit ihr fortgesetzt.

Die Garnisonstadt Landau war kein passender Aufenthalt für junge Offiziersfrauen, Herr von Kalb brachte Charlotte nach Mannheim zurück. Der ideale Gedankenaustausch zwischen Schiller und Charlotte war nun auf lange hinaus gesichert, und zwar auf der breitesten Basis eines ungestörten freundschaftlichen Verkehrs. Im Anfange freilich war die Lage eigentümlich schwierig. Frau von Kalb sah ihrer Niederkunft entgegen und hatte dann, als glücklich ein Sohn angekommen war, an den Folgen eines heftigen Schreckens viel zu leiden. Schiller holte selbst einmal in der Nacht den Arzt und erntete den Dank des Gatten, der bald nachher von Landau herüberkam. Erst nachdem sich die junge Mutter erholt hatte, konnte die ideale Welt wieder zur vollen Geltung gelangen. An den Herrlichkeiten derselben nahm auch der Schauspieler Heinrich Beck teil, der mit Schiller in der Bewunderung der hochbegabten Frau wetteiferte. Es sind aus dieser Zeit nur wenige Zeugnisse auf uns gekommen, außer einigen Briefen die mystisch angehauchten und poetisch verschleierten Selbstbekenntnisse

der achtzigjährigen blinden Frau. Aus diesen geht hervor, daß philosophische, besonders kunstphilosophische Betrachtungen den Hauptinhalt der Gespräche bildeten und daß Ausflüge in die Nachbarschaft zu mancherlei neuen Bekanntschaften Anlaß gaben. Schiller war in seiner Jugend sehr gefellig, er liebte es, alle bedeutenden Menschen, die er erreichen konnte, in seinen Kreis zu ziehen, und Charlotte teilte diese Neigung. Auch Gelegenheit zu Neckereien gab es, die Beziehungen des Dichters zu einer schönen Schauspielerin, Amalie genannt, wurden nicht unbeachtet gelassen. Zuweilen kam der Major von Landau herüber, dann gab es Gastmähler, bei denen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte schildert ein solches Mahl und läßt uns einen Blick in die Unterhaltung thun. Die Gäste versuchten sich in poetischen Erzählungen, die ein Liebesabenteuer zum Inhalt haben mußten und deren Reiz darin bestand, daß etwas Selbsterlebtes zu Grunde lag. Es war eben das Treiben der Jugend, ein wenig mit Sturm und Drang versetzt. In dieser Form scheint die Seelenfreundschaft bis zum Ende des Jahres 1784 fortbestanden zu haben. Dann aber trat eine Veränderung ein. Am 11. Januar 1785 erhielt Schiller die direkte Einladung Friedrich Körners, nach Leipzig zu kommen. Er wurde dadurch in dem Entschlusse bestärkt, Mannheim zu verlassen. Die Überzeugung, daß er unter der Last kleinlicher Geschäfte, die sein Beruf als Theaterdichter mit sich brachte, nichts Großes schaffen könne, dazu unangenehme Auftritte mit den empfindlichen Schauspielern hatten ihm seinen Aufenthalt dort verleidet, er sehnte sich in größere und freiere Verhältnisse einzutreten. Schon als ihm in den ersten Tagen des Juni 1784 die bekannte Sendung aus Leipzig Körners, Hubers und ihrer Bräute, Minna und Dora Stöck, begeisterte Huldigungen gebracht und ihm gezeigt hatte, daß er auch anderwärts geliebt werde, mochte sich diese Sehnsucht in seinem Herzen geregt haben. Sieben Monate waren vergangen, ehe er seinen Leipziger Verehrern geantwortet hatte. Der Brief vom 7. Dezember ist an Huber gerichtet. „Ihre Briefe — schreibt er — die mich unbeschreiblich erfreuten, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsverfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmale vor Augen bringt. Darum, mein Teuerster, behielt ich mir die Antwort bis auf eine bessere Stunde vor.“ Die erwähnte düstere Stimmung aus seinem Verhältnisse zur Frau von Kalb ableiten zu wollen, wäre sehr gewagt, es liegt kein Anhalt vor. Wohl aber darf man daraus auf eine unbehagliche Gesamtstimmung schließen, die in der unhaltbaren Stellung zum Mannheimer Theater ihren Grund hatte. Als der edle Körner in wahrhaft herzlicher Weise ihm seine Freundschaft anbietet, ist er sofort entschlossen, das Band zu zerreißen, das ihn an Mannheim fesselt, und bei dieser Gelegenheit kommt eine Hindeutung auf Frau von Kalb zum Vorschein. Am 22. Februar offenbart er dem neuen Freunde seine Empfindungen: „Menschen, Ver-

hältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Wann Schiller der vertrauten Freundin, von der ihn Konvenienz und Situationen schieden, Mitteilung von seinem Entschlusse gemacht hat, läßt sich nicht genau angeben. Am 28. Februar schreibt er an Huber: „Ich habe die Übereilung begangen, meine Abreise nach Leipzig laut zu machen.“ Doch kann er Charlotte schon früher in seinen Plan eingeweiht haben. Sie sagt in ihren Memoiren, daß er es nicht ohne lebhaftere Erregung gethan habe. Aber noch mehr geriet sie in Erregung. Zum erstenmale bricht in ihr jene Leidenschaftlichkeit hervor, die ihrem Bilde das besondre geschichtliche Gepräge gegeben hat. Sie erschrickt, klagt, beschwört ihn, sie nicht zu verlassen, „denn seitdem ich Sie kenne — sagt sie ihm —, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit.“ Der junge Dichter des tragischen Pathos war für solche Herzensergießungen nicht unempfindlich, zwischen Freundschaft und Liebe schwebte schon lange seine Neigung zu der Idealistin, war sie doch unmerklich seine Muse für Don Karlos geworden. In die Gestalt der Königin Elisabeth verwebten sich die Züge ihres Wesens und die Szenen ihres Verkehrs mit ihm, er selbst war bald Posa, bald Don Karlos. Kein Wunder, daß er ihren Kampf um die ideale Welt, die er ihr erschlossen hatte, für eine Liebeserklärung nahm und zu ihren Füßen das fremde „Sie“ wegwarf, um „Du“ für „Du“ einzutauschen. Diese leidenschaftliche Stimmung dauerte wohl fort, bis Schiller im April 1785 Mannheim verließ. Wenigstens deutet das poetische Wechselgespräch zwischen Maya und Timanté, das Palleste im Anhang zu Charlottens Memoiren mitteilt und das ohne Zweifel sich auf den Abschied von Schiller bezieht, auf sehr erregte Szenen hin. Trotzdem hielt sich das Verhältnis auf der ursprünglichen idealen Höhe, und dies war ohne Zweifel Charlottens Verdienst. Der Zug ihres Wesens, alles zu vergeistigen, war zugleich das spezifische Merkmal ihres ganzen Daseins. Sie, die Einsame und Heimatlose von Jugend auf, hatte sich in die Tiefe ihres Denkens geflüchtet, sich hier eine Heimat geschaffen, aus der sie sich so leicht nicht vertreiben ließ und in der sie später die Kraft gefunden hat, das Schwerste zu ertragen, was einem Menschen auferlegt werden kann. Ihre Memoiren sind viel verspottet worden, aber sie sind trotz ihrer wunderlichen Form eine unschätzbare und unererschöpfliche Quelle für die Erkenntnis ihres eigentümlichen Geisteslebens. Man würde irren, wenn man meinte, Charlotte habe immer nur eine selbstfabrizirte Weltanschauung in die Dinge hineingetragen, viel öfter suchte sie in das Wesen derselben einzudringen, aber für sich behielt sie nur, was mit ihrem idealen Denken übereinstimmte. „Im Bewußtsein des Geisteslebens nur, sagt sie einmal, sind wir auch empfänglich für das Leben in der Natur und für die Erkenntnis der Schrift.“ So du dir

selbst ein Trug bist, wie willst du Wahres erfassen! Zwar in jeder Anschauung finden wir ein Mysterium, nur verschleierte Gebilde der Seele. Wir müssen sie verstehen, sie ehren lernen; es demütigt sich Reichtum, es belehrt Duldung, gegenseitiges Mitleid, und auf diese Weise erkennen wir des Geistes Wege in seinem geheimnisvollen Walten, das Leid, den Schmerz und die Auflösung des Übels.“ Und ihr gesamtes inneres Leben charakterisirt sie mit den Worten: „Wer sinnt nicht völlig dem Gebote des Geistes nach! Nur solches Denken verbindet uns mit höherer Harmonie. Mögliches Wohlsein, eine wirkfame Gesinnung, wie denn anders ist es denkbar als in solcher Verbindung? Wie sonst göttliche Macht in dem innern Leben gegenwärtig denken? Aber das Wort »Seele« ist den meisten ein Fremdes, Ungehöriges, ein Trug, und dies ist die Scheidung der Kreaturen.“ Mit dieser Innerlichkeit ihres Wesens verband sich auch eine hohe Wahrhaftigkeit. Sie wollte weder sich noch andre belügen, eher war sie herb und eigenwillig. Übertünchte Höflichkeit, eitles Geschwätz war ihr mehr als der Tod zuwider, nirgends in ihren Bekenntnissen oder in ihren Briefen ist eine Spur von Klatsch zu finden. Die Richtung ihres Geistes, alles objektiv zu betrachten, in das Innerste der Wesen und Ereignisse einzudringen und mit Bezug auf einen idealen Lebensinhalt zu prüfen, gab ihr eine poetische Weihe, die mächtig anzog. Freilich fehlte ihr die gewandte Sprachform. Lebenslang trug sie die Folgen einer mangelhaften Jugendbildung, ihre Sentenzen sind Hieroglyphen, mit Grammatik und Orthographie stand sie nicht auf dem besten Fuße. Darin lag eine große Gefahr. Weil ihr die Form für ihre Gedanken fehlte, so konnte es geschehen, daß sie selbst in die Tiefe ihrer innern Anschauung und ihres Empfindens versank, daß sie, zeitweilig wenigstens, in einen mystischen, leidenschaftlichen Zustand geriet. Aber auch ihre Leidenschaft konnte nur idealer Natur sein, das Ideale war nun einmal das Gesetz, unter dem ihr Leben stand.

Als Schiller sie in Mannheim kennen lernte, empfand er sogleich die Wirkung ihres festgeschlossenen und doch so teilnehmenden Wesens. „Du bist so selbstbestimmt — sagt der Fimanté-Schiller —, so dachte ich mir das Weib nicht, anders erscheint mir nun die Natur, und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen.“ Wenn dies auch etwas überschwänglich klingt, so stimmt es in der Hauptsache doch wohl mit Schillers Gedanken und Äußerungen überein. Er erkannte in ihr die ihm verwandte poetische Natur, die ersehnte, begeisterte Zuhörerinnen und zugleich die Führerinnen im Leben und Schaffen. Durch sie wurde er angeregt, in seinem Berufe als Dichter das Höchste zu versuchen, aber sie beschwichtigte auch die durch eine allzu lebhaftere Phantasie erregte Heftigkeit seiner Empfindungen, und so wirkte sie in ähnlicher Weise auf ihn ein, wie Frau von Stein auf Goethe; auch in dem späteren Verlaufe ihrer Beziehungen zu Schiller erinnert manches an die Freundin Goethes. Beide liebten in ihren Freunden in erster Linie die Dichter, und so lange sie sich dessen bewußt waren, blieb das Verhältnis zu ihnen rein und

hoch ideal. Erst wenn sie selbst nicht mehr recht klar darüber waren, ob ihre Liebe dem Dichter galt oder dem Manne, geriet das Verhältnis in Gefahr, ungesund zu werden. Man darf dies nie vergessen, wenn man die Frauen der klassischen Zeit recht beurteilen will. In Mannheim liebte Charlotte in Schiller den Dichter, nicht den Mann, und Schiller war damals noch ideal genug gestimmt, um dieses zarte Band nicht in ungestümer Weise zu zernittern. Darum ließ er sich auch nicht in Mannheim halten, als sein rastloser Geist nach neuen und weiteren Kreisen des Lebens verlangte. „Die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und Kunst,“ sagt Fimanté treffend zu Maya. Und mit einer mutwilligen Hast, das Ideale für etwas reelles Neues einzutauschen, schreibt er am Ende des Februar an Huber: „Mir ist über der Sehnsucht, Mannheim zu verlassen, nicht anders zu Mute als den Ägyptern, da der Bürgengel herumging.“

Was hat man aus Frau von Kalb gemacht! Selten ist eine Frau von der Kritik der Nachwelt so unbarmherzig in den Staub getreten worden als sie. Für Wittmann in den „Bildern aus der Schillerzeit“ (von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann) ist sie die zugleich spröde und begehrlische Frau, die des Dichters Leidenschaft aufregt, um ihn dann mit einigen Redensarten von Pflicht und Tugend zurückzuweisen, eine despotische Kokette, die einen Herkules für ihren idealen Spinnrocken braucht. Warum nicht gar eine Art Unholdin, die mit teuflischer Kälte fühlende Menschen in ihren Bannkreis lockt, um sie zu erniedrigen und über sie zu triumphieren? Zur Erwiderung auf solche Anklagen lassen wir Schiller selbst reden, nicht den ungestümen Jüngling, sondern den gereiften Mann, der sich bei der alternden, verarmenden, erblindenden Frau im Juli 1799 für ihren teilnehmenden Zuspruch am Tage der Aufführung seines Wallenstein bedankt: „Ihr Andenken, teure Freundin, wird seinen vollen Wert für mich behalten. Es ist mir nicht bloß ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein teures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unsrer Bekanntschaft in das Gedächtnis zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnisse schuldig bin.“ Diese Zeilen sind das entscheidende Zeugnis für die Mannheimer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

